

HAJO SCHUMACHER



GELD, ZEIT, LAUNE, LIEBE – WIE WIR UNSER  
WIRKLICHES LEBEN ZURÜCKEROBERN

# Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Motto

Kein Netz? Ach du Schreck!

1 Ich und das Internet – Lehren einer leidenschaftlichen Hassliebe

»Lass uns Freunde bleiben« – ein offener Brief

Eine ganz kurze Geschichte meines digitalen Lebens

»Aber Google Maps sagt ...«

Du kannst nicht nicht digital sein

Der verdammte blaue Plüschschlumpf

Dr. Google und die Bildungskatastrophe

Gehetzt lächeln die Sklaven

Stecker raus, Stecker rein

»Gefällt mir« und andere Lügen

Hä?

Instagrammabel

Die Party ist vorbei

2 Demokratie gegen Digtatur – der Stresstest läuft

Eine ganz kurze Geschichte des Internets

Glaubensfragen und Tech-Voodoo

Die Nebel von Silicon

Wie hieß deine Grundschullehrerin mit Vornamen?

Verzwegte Medien

Die digitalen Escobars

Plattform-Sozialismus  
Erst mal kaputt machen  
Digitaler Herpes  
Dreck klickt gut, dreckiger klickt besser  
Love me, Tinder  
Wir hängen alle mit drin  
3 Das Leben zurückerobern  
Anleitung zum digitalen Ungehorsam  
Probieren, Scheitern und von vorn, Boomer!  
So klappt digitales Detox  
Elan oder WLAN: 30 Tipps für entspanntes Bio-Surfen –  
und ein Psychotricks  
Ausblick: Die Bhutan-Strategie  
Hilfreiches und Wissenswertes  
Quellen  
Dank

## Über dieses Buch

Internet ist wie Klimawandel: Wir wissen, dass da was auf uns zukommt, dass wir eigentlich schon mittendrin stecken, aber wir wollen rasch noch WhatsApp checken, einen Post liken oder dieses schicke Shirt bestellen. Wir nutzen all die Möglichkeiten, zugleich leiden wir an unserem Kaufwahn, dem Datenklau und unseren Kindern, die süchtig sind wie wir, nur anders. Dieses Buch ist ein Reisebegleiter in die digitale Welt: Was ist gut für mich, für uns, für alle? Was kann weg?

## Über den Autor

**Hajo Schumacher**, geboren 1964, studierte Journalistik, Politologie und Psychologie. Von 1990 bis 2000 arbeitete er beim Spiegel, von 2000 bis 2002 war er Chefredakteur von Max. Er ist Journalist, TV-Moderator und Autor zahlreicher Bücher. Unter seinem Pseudonym Achim Achilles eroberte er mit *Achilles' Verse* und *Laufberater* die Bestsellerlisten. Hajo Schumacher lebt mit seiner Frau und zwei Söhnen in Berlin.

HAJO SCHUMACHER

# KEIN NETZ!

GELD, ZEIT, LAUNE, LIEBE - WIE WIR UNSER  
WIRKLICHES LEBEN ZURÜCKEROBERN

eichborn

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Carla Mönig, Berlin

Titelidee: Oliver Wurm

Umschlaggestaltung: U1berlin/Patrizia Di Stefano

Umschlagmotiv: © Toshiro Shimada/Getty Images

eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-9501-3

[www.eichborn.de](http://www.eichborn.de)

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*»Niemand wird an deiner Tür klingeln, um die  
Sicherheitseinstellungen deines Smartphones  
aufzufrischen. Deine Freiheit musst du dir schon  
selbst holen.«*

## Kein Netz? Ach du Schreck!

Kennen Sie diesen Moment, wenn die Panik kommt wie eine Monsterwelle? Was soll das heißen: kein Netz? Hektisches Klopfen auf die Tasten. Verbindung checken. Aus. Ein. Hilft alles nichts. Kein Netz.

Der Panik folgt Verzweiflung. Ist doch noch so viel zu erledigen. Der lustige Post. Die Listen. Das Liken. Die WhatsApp. Noch mal: WLAN aus, WLAN wieder an. Es bleibt dabei. Kein Netz. Ich fühle mich abgehängt, einsam, allein auf der Welt.

Doch dann, ganz langsam, steigt dieses wohlige Gefühl des Freiseins auf. Kein Netz - ein Geschenk, ein unerwarteter Moment des Durchatmens. Vorsichtig beginnen Körper, Geist und Seele, sich zu strecken. Endlich mal wieder aus eigener Kraft leben.

In der Coronakrise haben wir kapiert, dass auf weite Teile des Internets kein Verlass ist, wenn es ernst wird. Die hellsten Köpfe der reichsten Tech-Unternehmen haben wenig zum Eindämmen des Virus beigetragen. Wollten die KI-Experten nicht mal Grippewellen vorhersagen können? Wo war denn nun die tolle Tracing-App, mit der sich Infektionen zurückverfolgen lassen? Die Pandemie hat den Tech-Giganten eine historische Chance geboten, die Welt von ihren magischen Fähigkeiten zu überzeugen.

Stattdessen schoben die Redaktionen von Zeitungen und Sendern Extraschichten, um die Lügen und den gefährlichen Unsinn zu beseitigen, den Facebook und die anderen verbreiteten. Die C-Zeit offenbarte einen kaum überbrückbaren Graben: Social Media sorgte dafür, die

Menschheit zu verunsichern und zu radikalisieren; die klassischen Medien kamen mit Klarstellen kaum hinterher. Die von Facebook seit Jahren versprochene Aufräumkampagne blieb auch diesmal aus.

Das Netz lässt unser Miteinander erodieren: immer zu viel, zu laut, dauererregt und phlegmatisch, Wutmaschine und Depressionsverstärker. Immer dieses unbestimmte Gefühl, nie fertig zu sein, dranbleiben müssen, Aufregendes zu verpassen, provisorisch zu leben, von Verhaltensdesignern manipuliert zu werden. Die Angst, dass die Hirne unserer Kinder weich werden und unsere eigenen auch. Ich spüre digitale Erschöpfung.

Ist die Welt tatsächlich aus den Fugen? Oder ist sie so wie immer: wirr, ungerecht, gefährlich? Ist nicht vielmehr unsere Wahrnehmung aus den Fugen, überfordert vom ungesunden Zuviel an Schnipselinformationen, Gefühlsausbrüchen und Dreck? Ich fühle mich dauerhaft verunsichert, weil ich kaum noch kapiere, was hinter den verdächtig glatten Benutzeroberflächen geschieht. Hilflosigkeit und Kontrollverlust.

Ein Blick aufs Display. Immer noch nichts. Trommeln auf den Refresh-Button. Nichts. Erleichterung breitet sich aus. Ein Fenster der Freiheit, und Freizeit öffnet sich. Ich liebe diese Momente, und ich fürchte mich davor. Weil ich plötzlich mit meinem atemlosen Treiben und all den schlechten Ausreden konfrontiert werde. Weil ich die Abhängigkeit körperlich spüre. Was, wenn das jetzt so bleibt, ohne Netz?

Ein halbes Leben habe ich mit Netz verbracht, die andere Hälfte ohne. Aufgewachsen mit dem Plattenspieler, nun von den Kindern verlacht als »analoger Ötzi«. Nein, keine Nostalgie. Ich bin kein Pferdekutscher, der die Erfindung des Automobils verflucht. Aber nach 25 Jahren Internet können wir Boomer uns nicht mehr auf unsere analoge Herkunft rausreden. Wir sollten digital erwachsen werden.

Hat noch Zeit, dachte ich lange, ist gerade so lustig. Vorher rasch noch Mails checken, die schicke Karohose bestellen, tapfer weiterlicken. Aber dann ist genug. Dann komme ich zur Ruhe. Dann lese ich mit dem Kind. Dann repariere ich Beziehungen und die Demokratie.

Schluss mit »dann«. Internet ist wie Klimawandel. Wir wissen halbwegs, was auf uns zukommt, dass es nicht weniger oder einfacher wird. Wir kennen die Suchtmechanismen, Manipulationen, die Hilflosigkeit der Politik. Niemand kann mir erzählen, dass es Fortschritt ist, wenn Menschen auf ihre Displays schauen anstatt einander ins Gesicht. Das geht nicht so weiter.

Die Phase des Ausprobierens, die digitale Pubertät ist endgültig vorüber. Es ist wie mit dem Alkohol. In der Jugend probiert man alles, findet Lust-, Sucht- und Schmerzpunkte. Dann sucht man eine Balance zwischen Nutzen und Schaden und justiert immer wieder nach. So ist es mit dem Digitalen auch. Das Netz kostet Geld, Zeit, Laune, das Netz stresst, aber immerhin kennen wir das ewige Locken und die Nebenwirkungen. Seit 2013 haben sich die weltweiten Investitionen in Social-Media- und Kommunikations-Apps halbiert. Party isch over. Jetzt wird justiert.

Es gehört zu den bizarren Paradoxien der digitalen Welt, dass mit ganz viel technologischem Aufwand imitiert werden soll, was es längst gibt: menschliches Zusammensein. Dafür hatten wir die vergangenen Jahre zu wenig Zeit, weil wir ja erst noch zu Ende spielen mussten. Wir brauchen Zeit zum Ordnen und Aufräumen entlang der Frage: Was können wir Menschen dauerhaft besser als die Technik, was ist erfüllender, wo nutzen wir neue Chancen, welche Fallen umkurven wir, wie vermeiden wir Abhängigkeit ebenso wie Abgehängtsein? Wie machen wir uns zukunftsfest? Kann ich mich vielleicht doch analog in die Rente retten?

Fragen über Fragen: Wie schütze ich meine Daten, was weiß Google, wie wird in meinem Job künftig gearbeitet, was ist so spannend an Computerspielen, wie geht Programmieren, wie kriege ich eine Digital-Life-Balance hin? Und wie, verdammt, bekomme ich endlich Ordnung in meine Musik- und Fotohalden?

Seit zwei Jahren erforsche ich mit meinem Projekt »Netzentdecker« das digitale Erwachsenwerden. Geholfen hat mir dabei die Essener Brost-Stiftung, die das Projekt großzügig unterstützt hat. Zwei Jahre lang habe ich mich in Laboren, Unternehmen und Instituten herumgetrieben, mich von Hackern, Forscherinnen und jungen Spezialisten fortbilden lassen und mir immer wieder die Frage gestellt: Was ist nützlich? Was kann weg? Wie nutzen wir die Chancen des Netzes, ohne in die Fallen zu stolpern?

Es ist eine Machtfrage: Ein zufriedener erwachsener Mensch fühlt sich autonom, frei in seinen Entscheidungen. Wie souverän aber steuern wir unser digitales Leben? Und wie viel unseres Lebens wird gesteuert, von wem, mit welcher Absicht: Unser Aufwachen. Unser Einschlafen. Unser Miteinander. Unsere Kinder. Unsere Jobs. Unsere Debatten. Unser Sex. Unsere Demokratie. Unsere Laune. Unsere Liebe. Digitalisierung ist wie Schokolade in der Schublade, ein dauernder Charaktertest für Körper, Geist und Seele und selten so segensreich wie versprochen: Niemand schenkt uns was. Das Digitale betrachtet uns als Konsummaschinen, die ständig optimierbar sind. Mit ihren eigenen Daten, die sie liefern. Und weil wir das Negative, Eklige, Wütende häufiger klicken als das Edle, werden wir alle gemeinsam allmählich immer böser.

Um zu kapieren, was passiert, müssen wir Funktionsweisen und Motive durchblicken, liebevoll selbstkritisch unsere eigenen und äußerst kritisch die der anderen Seite, die die klügsten Programmierer der Welt einsetzt, um uns zum Anstarren von Katzenvideos zu bewegen. Die mit Tricks darum kämpft, uns abzulenken

und aufzuregen. Diese Beziehung ist ein Machtkampf um Zeit, Befinden, Hirnkapazität. Nur mit digitalem Wissen können wir entscheiden, was uns nützt und was uns schadet.

Dieses Buch will Orientierung liefern und davon berichten, wie ich meine eigene digitale Unabhängigkeit schrittweise zurückgewonnen habe. Die gute Nachricht: Informieren hilft. Die zweite Nachricht: Wir müssen das allein hinbekommen. Niemand wird an unserer Tür klingeln, um die Sicherheitseinstellungen unseres Smartphones zu optimieren.

Ich bin sicher, dass die digitale Welt formbar ist; das Internet ist das, was wir daraus machen. Aber nur, wenn wir uns vom Bullshit abwenden und mutig in die Realität sehen: Es geht nicht um ein paar Likes oder Lacher, sondern um die Balance zwischen möglich und nötig.

Im ersten Teil dieses Buches schildere ich meine eigenen Erkenntnisse, im zweiten Teil lege ich dar, wie Konzerne und Regierungen den Geist der Aufklärung so wie die Säulen der sozialen Marktwirtschaft zermalmen, und schließlich biete ich eine breite Auswahl an Methoden, Tipps und Tricks, wie wir unsere digitale Souveränität zurückgewinnen.

Gönnen Sie sich für die Lektüre das gute Gefühl des Off-Seins. Konzentrierte, entspannte Köpfe entscheiden am besten, was wirklich guttut, jeder und jedem von uns, unseren Nächsten, unseren Mitbürgern, der ganzen Welt. Ich will mit diesem Buch dabei helfen.

Berlin, 2020, Hajo Schumacher

# **1 Ich und das Internet - Lehren einer leiden- schaftlichen Hassliebe**

## »Lass uns Freunde bleiben« - ein offener Brief

*Liebes Internet,*

wenn ich in unsere große E-Schublade blicke, saust unsere Affäre noch mal zeitgerafft an mir vorbei. »E« steht für »Elektronik«, aber »Emotionen« trifft es besser. Diese Schublade ist ein Album unserer gemeinsamen, hitzigen Jahre, sie birgt zwei Dutzend Mobiltelefone, eins mit aufgequollenem Akku, vier mit gesplittertem Display, dazu etwa drei Kilogramm Ladekabel und, als ironisch-historisches Zitat, einen roten Walkman. Ich bedaure, all die Chromdioxid-Kassetten weggeworfen zu haben, als du eines Tages mit Spotify kamst.

Jedes Gerät erzählt eine eigene Episode unserer über 25 Jahre währenden wilden, irrationalen Liebesgeschichte.

Weißt du noch - Compuserve? Am Anfang war Unverständnis, dann kam Staunen und ging über in diese apokalyptische Anziehungskraft, dieses Gewirr aus Faszination, blinder Lust, Erschrecken, Nähe, Distanz, Trennung auf Zeit - das ganze Programm. Dann Wiederannähern, neue Lust, neue Panik, das Ausprobieren neuer Techniken, Streit, Rausch, Hass, Projektion, Routine, der zweite, dritte, vierte Frühling, Lügen, das Versprechen, Abstand zu halten.

Und immer wieder diese magnetische Attraktivität. Du hast nicht mal vor den Kindern Halt gemacht. Und ich habe für dich gelogen, immer wieder: »Nur ganz kurz ...« - »Bin gleich fertig ...« - »ist wichtig ...« Ich schäme mich für all

die Flunkereien, die mir irgendwann völlig normal vorkamen.

Es hat lange gedauert, bis ich von dir losgekommen bin. Nun sind wir erwachsen geworden. Ich habe mein Arrangement gefunden: Digital und analog müssen sich zusammenraufen. Statt Entweder-oder gilt Sowohl-als-auch. Wir sollten uns nicht immer wieder gegeneinander ausspielen lassen. Seit Corona wissen wir, dass »Zoom« nicht jedes Treffen mit Kollegen ersetzt und »Houseparty« keine Alternative ist für das Umarmen lieber Menschen. Es geht nur gemeinsam, nicht gegeneinander.

Wir haben die Sache jetzt im Griff, oder? Ich will dich nicht hassen, aber auch nicht mehr lieben. Ich kenne dich. Und du kennst mich besser. Wir wollen Freunde bleiben oder zumindest gute Bekannte. Ich weiß, dass du weißt, was ich weiß. In diesem Kapitel möchte ich über meine Erkenntnisse aus den Jahren mit dir, mit uns reden, vor allem die schmerzhaften. Keine Abrechnung, aber eine Aufarbeitung. Hart, herzlich, aber fair. Denn du hast mich verändert. Und erst beim Aufschreiben habe ich gemerkt, wie sehr. Deine Tricks sind wirklich brilliant, deine Reize betörend. Aber ich kann dir nicht geben, was du willst – die ganze Macht über mich. Ich möchte mein Leben zurück. Also: Lass uns Freunde bleiben. Danke für all die Lehrstunden.

*Dein User*

## Eine ganz kurze Geschichte meines digitalen Lebens

1992: Freundschaftliche Kontakte zur Hamburger Künstlergruppe Ponton European Media Lab um Salvatore Vanasco, Ole Lütjens, Benjamin Heidersberger und Christian Wolff, die ihre interaktiven Projekte »Piazza virtuale« und »Van Gogh TV« auf der Documenta IX in Kassel präsentierten. Gewundert, bewundert, nichts verstanden.

1994: Uly Foerster und ein paar andere Verwegene gründen *Spiegel Online*. »Die Frittenbude«, sagen altgediente *Spiegel*-Redakteure herablassend, während das Heft ein »Feinschmecker-Restaurant« sei. Ich arbeite beim Feinschmecker-Restaurant, finde die Frittenbude aber cooler.

1994: Das erste Mobiltelefon, ein Siemens S4 - »der Knochen mit Ausziehantenne«. Anfänglicher Stolz schlägt in Skepsis um. Permanente Erreichbarkeit und ungeduldige Chefs sind eine toxische Kombination. Besorgniserregende Meldungen über Hirntumore durch zu viel Handykonsum.

1995: Zum ersten Mal Streifen auf einem Dienst-Bildschirm gesehen. Nach Ewigkeiten erscheint die Webseite der Suchmaschine Lycos. Oder war es Altavista? Das soll bahnbrechende Zukunftstechnologie sein? Enttäuschung.

1996: Meine Berichte von den Olympischen Spielen in Atlanta werden statt Fax via Internet nach Hamburg und wieder zurück übertragen. Nicht schlecht.

1997: Erste Kollegen geben mit einem Nokia 9000 Communicator an, »die Klappstulle«. Neid.

1998: Erwerb eines sündteuren Newton PDA, eine Art frühes iPhone, noch ohne Telefonie, Internet und Touchscreen. Fehlinvestition.

1999: Erwerb von Teldafax- und Biodata-Aktien am Neuen Markt. Herbe Verluste. Bedeutung des Begriffs »Hausfrauen-Hausse« gelernt.

2000: Als Chefredakteur von *MAX* (mit Christian Krug) in der online-affinen Verlagsgruppe Milchstraße gearbeitet. Erste Video-Konferenz.

2001: Mein erster iPod. Besitzerstolz wie beim ersten Auto.

2002: Start in die Freiberuflichkeit. Zufällig Online-Pornografie entdeckt und aus rein journalistischem Interesse eine Weile verfolgt.

2004: Start einer Läufer-Kolumne unter dem Pseudonym Achim Achilles auf *spiegel.de*. Glücksgefühle wegen unkomplizierter, hierarchieflacher Zusammenarbeit.

2006: Mit Sebastian Esser das Medien-Magazin *V.i.S.d.P.* herausgegeben, bis 2012 von Papier auf digital transformiert.

2007: Mein erstes iPhone. Avantgarde-Gefühl.

2008: Gründung der Achim Achilles Gesellschaft für Bewegung mbH. Ziel: Weltherrschaft beim Thema Laufen und Ausdauersport.

2008: Bei Facebook gestartet. Anfängliche Euphorie, dann Langeweile.

2009: Bei Twitter gestartet, während des Arabischen Frühlings im Jahr darauf schätzen gelernt. Seitdem Suchttendenzen.

2010: Gründung des Start-ups *Spredder* mit Sebastian Esser. Ziel: Weltherrschaft bei der Zweitverwertung von Texten.

2011: Gründung der Achilles-Läuferliste. Ziel: Weltrangliste aller Hobbyläufer. Leider Flop.

Die Deutsche Post führt *DieRedaktion* und *Spredder* zusammen.

Gründung des E-Book-Verlags *Mano*. Wieder kein Imperium.

2012: Eigene Website doch nicht auf Wordpress umgestellt.

2013: Instagram nicht verstanden und verpennt.

2014: iPhone abgeschafft. Zurück zum Offline-Handy. Überzeugt, Anführer einer Bewegung zu sein. Einstieg als Lauf-Influencer verpennt.

2015: Erwerb eines Samsung-Tablets. Fest entschlossen, das ganze Leben von ios auf Android umzustellen. Schwachsinnige Idee. Fazit: Systemwechsel, egal in welche Richtung, ist möglich, aber unsinnig. Nichts als Ärger.

2016: Erstmals bei Airbnb gebucht, eine Bootskajüte im Hafen von Bristol.

2017: Erster Achilles-Podcast mit Frank Joung.

2018: Ende der Achilles-Kolumne nach etwa 500 Folgen bei *spiegel.de*. Wehmut und Befreiung, war einfach ausgelaufen.

2019: Projekt »Netzentdecker« für die Brost-Stiftung in Essen. Digitale Fortbildung und Neuanfang: zurück zum iPhone, zurück zu ios.

TikTok versucht - keine Bindung gefunden. Schlechtes Gewissen.

Twitch versucht - keine Bindung gefunden. Weniger schlechtes Gewissen.

Asana versucht - keine Bindung gefunden. Kaum schlechtes Gewissen.

Slack versucht - keine Bindung gefunden. Kein schlechtes Gewissen.

Podcast versucht - Spaß gefunden.

2020: Ein gutes Vierteljahrhundert Internet. Auf die umweltfreundliche Google-Alternative Ecosia umgestellt. Neue Webseite. Das iPhone meldet: „1 Stunde und 6 Minuten“ täglicher Bildschirmzeit. Da geht noch was.

## »Aber Google Maps sagt ...«

*Der Vater will sich analog orientieren, die Kinder vertrauen blind dem Navi. Protokoll einer alltäglichen Verwirrung und das Fazit: Nichts ist gut oder schlecht, nur weil es digital ist.*

Wie haben wir es früher eigentlich geschafft, in die richtige Richtung zu fahren, ohne dass uns eine Computerstimme jeden Meter diktiert?

Mein großer Sohn hockt auf dem Beifahrersitz. Wir machen Urlaub in Israel und sind unterwegs von Haifa Richtung Golan. Junge Israelis betreiben in der Wüste eine Hippie-Kooperative mit hochmodernem Internethandel. Das will ich mir anschauen.

Die grobe Richtung unserer Fahrt: Osten, dorthin, wo die Sonne aufgeht. Weil Mittag ist, müsste die Sonne von Süden scheinen, sagt mein innerer Pfadfinder, also auf der rechten Seite des Autos. Leider steht sie links. Ich werfe einen fragenden Blick zum Co-Piloten. Selbstbewusstes Räuspern, dann die Meldung: »Alles super.«

Wenig später passieren wir das Ortsschild von Haifa, jener Stadt, die wir vor einer guten halben Stunde verlassen haben. Der Sohn dreht das Smartphone und stammelt »... aber Google Maps ...«. Die Chefin hat von der Rückbank aus in die zweite von drei Quengelstufen hochgeschaltet. Leiser Boomer-Triumph beim Piloten.

Wir erleben eine weitere Folge der epischen Serie »Analoger Vater vs. Super-Navi«. So viel darf ich verraten: Das Super-Navi hat selten eine Chance, was die Kinder nur

schwer ertragen. Ich wende schweigend und navigiere nach den Karten im Reiseführer, den wir in Papierform mit uns führen. Relikt früherer Reisen. Mal sehen, wie weit wir kommen.

Denn dummerweise sind die jungen Israelis von der Hippie-Kooperative digital ähnlich verseucht wie unsere Kinder. Als ich vor vier Wochen per Mail fragte, welcher Weg denn der beste sei, lautete die Antwort: »Meldet euch, wenn ihr losgefahren seid.« Sie hätten uns auch einfach die Adresse verraten können. Ich frage mich in unbekanntem Gegenden gern durch. Meistens ist es lustig.

Also gut: Wir sind jetzt losgefahren, sogar mehrfach. Dann melden wir uns mal. Widerwillig tippt mein Co-Pilot die Nummer. Telefonieren ist das neue Faxen; das mögen die jungen Leute nicht.

Tatsächlich geht jemand ran. Höfliches Geplauder. »Er sendet uns die Koordinaten ...«, sagt der Sohn glücklich: »Haben wir Waze?« Das ist ein israelisches Navigationsprogramm, und nein, wir haben Waze nicht. Da könnte man sich jetzt die App laden, andererseits wollen wir ja nur diese eine kleine Adresse.

Nächster Anruf. Was tun ohne Waze? Man einigt sich auf WhatsApp. Weil die Nummern im Display nicht angezeigt werden, diktiert mein Sohn geduldig seine Mobilfunknummer, eine deutsche, was bedeutet, dass die Kosten für die Telefoniererei schon jetzt den Gegenwert einer guten Flasche Wein übersteigen, bei einer Luftlinie von knapp 30 Kilometern.

Mein Sohn diktiert seine Nummer erneut, offenbar lag ein Zahlendreher vor. Die Chefin macht von der Rückbank technische Anmerkungen. Und ich verstehe, warum die Milliardäre aus dem Silicon Valley ihre Kinder auf WLAN-freie Waldorfschulen schicken, wo sie mit einem Stück Holz klarkommen müssen.

Wir fahren und warten. Keine WhatsApp. Keine Koordinaten. Hektische Kontrolle der Vitalfunktionen:

Haben wir Netz? Akku? Datenvolumen? Früher reichte es zu atmen.

Nächster Anruf, nächste Flasche Wein.

»Irgendwas klappt nicht. Ob wir auf Facebook sind ...«, fragt mein Kind, das nur Instagram kennt.

»Dann müsste ich mein Smartphone rausholen«, sage ich: »Kann er nicht einfach die Adresse ...?«

Wenn das so weitergeht, sind wir eher bei Assad in Damaskus als bei den Hippies.

»Er beschreibt jetzt den Weg«, sagt mein Sohn: »Den ersten Kreisverkehr im Ort am Olivenbaum verlassen und dann noch 50 Meter.«

Und weiter? Nichts weiter. Am Olivenbaum abbiegen. Das war's. Diese Information hätte man vor vier Wochen mit wenigen dürren Worten in die Mail schreiben oder aber während der letzten halben Stunde Datenaustauschversuch in einem Satz mitteilen können.

Während das Kind angestrengt auf den Bildschirm guckt, biege ich in den Kreisverkehr. »Da ist der Olivenbaum«, sage ich.

»Stimmt«, sagt das Kind und blickt auf: »Der sieht so aus wie im Internet.«

Bin ich ein Technikfeind, weil ich diese Art der Navigation für ein hirnloses Verschleudern von Geld und Energie halte? Was ist bitte modern daran, mit einem immensen Aufwand von Technik und Zeit und Geld eine läppische Information am Ende nicht zu übermitteln? Jede Brieftaube wäre zuverlässiger gewesen.

Darf ich mich über diese merkwürdige Realitätsverschiebung aufregen, dass das Echte erst für wahr genommen wird, wenn es auch im Internet zu finden ist? Nein, darf ich nicht. »Boomer«, sagen die Kinder, wenn ich meckere.

Nur was im Netz steht, ist wahr, finden unsere Kinder, dort fühlen sie sich zu Hause. Die echte Welt - Eltern, Lernen, Sport, Wetter, Adresse-Merken - erscheint ihnen

dagegen als Lästigkeit, die notgedrungen zu absolvieren ist, bis man endlich wieder eintauchen kann ins Reich der Dopamine, wo alles warm ist, lustig, spielerisch.

Früher (ich weiß: ein Satzanfang, den man dosiert einsetzen sollte), früher diktierten Knappheit und mögliche Fehlerquellen unser Handeln. Alles war teuer, Telefongebühren, Faxgerät, Thermopapier. Und immer kam was dazwischen. Deswegen hätte ich der Kooperative früher ein Fax geschickt, und zwar nur ein Blatt. Denn wir waren froh, wenn wenigstens eine Seite problemlos eingezogen und wieder ausgespuckt wurde.

Die Israelis hätten wiederum auf ihrem einseitigen Antwort-Fax sowohl Adresse als auch Anfahrt angegeben, die heute irgendwo auf ihrer Webseite verborgen sind. Ich hätte also die Chance gehabt, als selbstbestimmtes Subjekt zur Hippie-Kooperative zu steuern, mit der Sonne zur Rechten und der Landkarte auf den Knien des Beifahrers. Am Abend vorher oder beim Frühstück hätte ich mir die Strecke schon mal angeguckt. Ich gestehe, diese Konstellation war auch nicht immer konfliktfrei.

Das Navi macht mich zu einem ferngesteuerten Objekt. Ich verlasse mich gutgläubig auf eine vermeintlich allwissende Technik. Die Tugend des Planens gilt unserem Nachwuchs als Charakterschwäche. »Kann man doch ganz einfach ...« – das stimmt meistens sogar. Denn im Reich des Immateriellen gilt das Gesetz des Überflusses, ob für Fotos, Musik, Datenvolumen. Warum planen, denken, effizient sein? Ist doch alles immer sofort da. Genau das ist das Problem. Unbegrenzter Speicherplatz führt zu manischem Horten. Und dann zum Verlust des Überblicks. Das Fax war nicht wegen seiner Technologie so wichtig, sondern als ein Kanal, dessen Enge zur präzisen Mitteilung zwang.

Als wir unsere Gastgeber hinterm Olivenbaum gefunden und Tee getrunken hatten, schauten wir uns im Warenlager der Kooperative um. Die jungen Menschen verschickten ökologisch und sozial verträgliche Kleidung in alle Welt,

nicht unbedingt hübsch, aber mit gutem Karma. Natürlich kauften wir was.

Nun ging es ans Bezahlen. Und die Navi-Story wiederholte sich. Weil digitalisierte Reisende kein Bargeld mit sich führen, versuchte ich zunächst meine Kreditkarte. Doch das Lesegerät verschmähte mein Plastikgeld. Na gut, dann eben PayPal. Leider hatte nur die Chefin der Kooperative einen Zugang zum elektronischen Bezahlungssystem, war aber nicht zu erreichen. Eine halbe Stunde lang aktivierte ich wechselweise PayPal oder versuchte mit der Kreditkarte erneut mein Glück. Der junge Mann klickte sich durch Webseiten mit Hilfetexten. Und immer wieder das Checken aller Vitaldaten: Waren wir online? Hatten wir Akku? Router-Stecker raus, wieder rein.

Als wir die bescheidene Summe nach einem weinflaschenteuren Anruf bei meiner Bank endlich transferiert hatten, ächzte unser junger Verkäufer, dass dieses Bargeld früher ja auch nicht schlecht gewesen sei.

## Du kannst nicht nicht digital sein

*Ich habe über Jahre versucht, mich der Always-on-Diktatur des Internets zu entziehen. Es hat nicht funktioniert. Die Geschichte einer Kapitulation.*

Ich war ein vorbildlicher Jünger der neuen Sekte, besaß ein Siemens S4 mit ausziehbarer Antenne, bejubelte Steve Jobs, mailte, postete, gründete – und verlor den Überblick. Ich wollte meine Freiheit zurück. Also schaffte ich in einer Stressphase vor etwa zehn Jahren das Smartphone ab. Zurück zum Handy, offline, keine Apps, nur Telefon und SMS. Es war eine gute Zeit.

Zugegeben, das Teil war etwas klobig, dafür unverwüstlich, der Lada unter den Mobiltelefonen, Akkulaufzeit unendlich, mit einer wunderbaren Zusatzfunktion – der Taschenlampe. Wenn mein Fahrradlicht mal wieder schlappmachte, geleitete mich die Handy-Lampe sicher nach Hause.

»Pack das Ding weg!«, zischten meine Söhne, wenn ich beim Italiener das ziegelförmige Symbol meiner Individualität auf den Tisch legte. Nichts da. Mögen Angeber mit ihrem Tesla-Schlüssel klappern, ich hielt meinem Handy eine Preußen-Münster-hafte Treue, denn es war wasserdicht, stoßfest und nicht mit dem Internet verbunden – ein Horror für Google und NSA. Bei mir gab es keine Daten abzugreifen.

Leider machte mich mein geliebtes Handy einsam. Das Telefonieren kam aus der Mode, auch die SMS hat einen schweren Stand gegen WhatsApp. Bisweilen irrte ich hilflos

durch Kleinstädte, weil ich nicht über einen digitalen Wegweiser verfügte. Früher gab es im Bahnhofsbuchhandel Stadtpläne, die mit der Zeit malerisch zerfledderten. Früher. Mit meinem Handy würde es sein wie mit Karohemden, Tennissocken und Vinylschallplatten, redete ich mir tapfer ein. Eines Tages bin ich Trendsetter, alles eine Frage der Geduld.

Dann kam der Tag, als ich verloren auf dem Bahnhof in Dortmund stand. Ich kam von dieser Konferenz, die ihr Programm nicht mehr auf Papier anbot, sondern nur online. Viele Züge waren verspätet, und ich suchte Anschluss nach Berlin. Es gibt eine wunderbare App namens DB-Navigator, die das tägliche Bahn-Durcheinander auf magische Weise ordnet, die Schlangen vor dem Servicecenter umgeht und ausgefallene Anzeigetafeln ersetzt. Mein Handy konnte aber keine Apps. Andere Reisende zu fragen, das traute ich mich nicht mehr, nachdem ich dreimal den Tipp gehört hatte: »Laden Sie sich doch den DB-Navigator. Ist echt gut.« Es ist entwürdigend, wenn man daheim anrufen muss, um aktuelle Verspätungen zu erfahren.

Es mag Menschen und Lebensentwürfe am Rande der Zivilisation geben, für die ein altes Handy genügt. Respekt. Bei mir nicht. Wer reist, Kinder hat, Informationen sammelt, der kommt ohne Smartphone kaum zurecht. Dasselbe gilt für Datentransfer, Musik, Fotos, Artikel aus aller Welt.

Hinzu kommt die Angst vorm digitalen Abgehängtsein. Die jungen Leute im Büro sagen, dass ich Slack lernen soll. Dabei kann ich nicht mal Ordnung halten bei meinen digitalen Fotos. Muss ich digital dranbleiben, mich qualifizieren für das Selbstzahler-Terminal im Supermarkt? Oder soll ich mit den anderen Senioren an der Klassikkasse warten, wo Mitarbeitende gehalten sind, mit mir zu plaudern?

Ich schiebe Panik vor dem Moment, wenn die Zugbegleiterin auf mein Smartphone blickt und sagt: »Da

ist kein Ticket.« Das ist der Tag, an dem ich kein Geld mehr aus dem Automaten bekomme, mich kein Wi-Fi mehr hineinlässt nach Digitalien und sich alle Clouds verzogen haben. Was wird dann aus mir?

»Man kann nicht nicht kommunizieren«, hat der Philosoph und Therapeut Paul Watzlawick einst festgestellt. Dasselbe gilt fürs Internet: Man kann nicht nicht digital sein. Aber ich kann entscheiden, wie intensiv.

## Der verdammte blaue Plüschschlumpf

*Immer was los im Netz. Klingt toll. Ist aber verschleißend. Alles wird leichter? Von wegen. Digitale Erschöpfung ist die neue Volkskrankheit.*

Nirgendwo fühlte ich mich als kleiner Junge dem Himmel näher als am Autoscooter. Im gläsernen Häuschen, aus dem heraus eine Frau emotionslos die Fahrtchips verkaufte, lehnte dieses magische Schild: »Junger Mann zum Mitreisen gesucht!« Fünf Wörter in eckiger Handschrift, die eine Welt voller Abenteuer und Freiheit versprachen, ohne Schule, Lehrer, Eltern. Ich nahm den einen Chip, mehr war nicht drin, und träumte, während ich mit anderen Heranwachsenden am Rande der Fahrfläche wartete und unauffällig die Mädchen anstarrte, die den Umgang mit Lidschatten und Lippenstift übten.

Bevor die Kassensfrau mit rauchiger Stimme die nächste Runde ansagte, fuhr ein junger Mann die leeren Wagen zurück in die Parkposition. Die Kippe in den Mundwinkel geklemmt, saß er hinten neben dem kleinen Stromabnehmermast, lenkte rückwärts mit einer Hand und badete in den Schmachtblicken der Mädchen. Unter dem Ärmel seines knappen T-Shirts zeichnete sich eine Zigarettenschachtel ab. Marlboro, klar. Dass ihm ein paar Zähne fehlten, übersah ich einfach.

Ich zerfloss vor Neid. Jahrmarkt, das war die wilde Welt, die in meiner schmerzhaft heilen Kindheit nicht vorgesehen war: Discomusik, bunte Lichter, überall Leckereien und Losbuden. Natürlich auch Taschendiebe, Hochstapler und

massenweise Nieten. Immer gaben wir mehr Geld aus als geplant und trugen bunten, billigen Krempel heim, damit er uns das Jahr über vom obersten Regalbrett aus erinnerte an die Düfte, die hawaiihaften Malereien, das Schnurren der Glücksspielgreifer und Münzschiebgeräte, den beißenden Geruch der Boxbude, das Taumeln im Spiegelkabinett, die nahe Kotzgrenze in Krake und Alpenexpress, die bizarre Geisterbahn. Ich plante mehrfach, mit den Rummelleuten abzuhauen, notfalls mit denen vom Zirkus. Aber ich traute mich nicht.

Ein paar Jahre später arbeitete ich als freier Lokalreporter. Die Redaktion hatte einen Tipp bekommen. Drei junge Männer vom Rummel hatten sich gemeldet. Sie wollten auspacken. Der Chef schickte mich. Irritiert notierte ich, was die Jungs erzählten: Herkunft aus kaputten Familien, harte Arbeit unter einer herzlosen Schaustellerfamilie, große Teile des lausigen Lohns einbehalten für magere Kost und Logis, zu dritt in einem Wohnwagen, dazu der Alkohol und das Gebrüll, wenn es wieder um Geld ging.

Ich war erschüttert, wie die bunte Fassade des Jahrmarkts und die harte Welt dahinter auseinanderklafften. Schein und Sein. Das war einer meiner Klementine-Momente, die Weihnachtsmann-Ernüchterung, das Nutella-Trauma. Wie damals, als ich erfuhr, was ich gar nicht wissen wollte: dass die Ariel-Werberin eine Schauspielerin war, der rotbemützte Rauschbart nur Fake und eine tranige Fett-Zucker-Mischung gar keine Superkräfte lieferte. Der Rummel war nur Oberfläche, darunter sah es böse und finster aus. Mitreisen war ein Martyrium. Ich hatte eine klassische Enttäuschung erlebt, eben das, was man Erwachsenwerden nennt: Abschied nehmen von romantischen Kopfbildern, Ankommen in einer Realität, in der es fast immer um Geld geht, um Macht und Obensein.